

PROLOG

Wer nicht gerade an Heuschnupfen litt, dem bot dieser sonnige Apriltag keinen Anlass zum Meckern. Der südwestdeutsche Himmel leuchtete in unschuldigem Blau und verhieß nur Gutes.

Leider hatten an einem normalen Mittwochmorgen lediglich Rentner, Arbeitslose, Hausfrauen und junge Mütter Zeit für einen ausgedehnten Spaziergang über die vom Sandstein rot gefärbten Felder des Pfälzer Berglandes. Wahrscheinlich nutzten bloß wenige dieser von Schicht, Stechuhr und gleitender Arbeitszeit Verschonten die Gelegenheit zu derartigem Vergnügen und verbrachten ihren Tag lieber im Einkaufszentrum an der Kassenschlange, im Stehcafé in der Fußgängerzone, beim Fensterputzen auf höchst unzuverlässigen Leitern oder bei der Babymassage, ohne die der Sprössling eventuell erst mit einigen Tagen Verzögerung lernen würde, sich mühelos auf den Bauch zu drehen und das Köpfchen zu heben.

Die Werktätigen dagegen, die natürlich das schöne Wetter leidenschaftlich genießen würden, hätten sie nur die Zeit dazu, öffneten doch wenigstens die Bürofenster weit und planten insgeheim schon den Wochenendausflug in die Mandelblüte oder zum Spargelkaufen direkt beim Erzeuger.

Vorfreude ist die schönste Freude – es kann ja auch ganz anders kommen. Zum Beispiel in Form eines Tiefdruckgebietes mit Namen Gustav, das sich aus Richtung Frankreich näherte.

Und nicht nur Gustav, sondern auch die Ereignisse der kommenden Woche warfen bereits ihre Schatten voraus. Unbemerkt, aber doch unaufhaltsam.

Der aufmerksame Beobachter hätte beispielsweise die tiefen Sorgenfalten auf einer hohen, von schwarzem Haar umrahmten Stirn bemerkt, die durch den Gedanken an Süßwaren bedingt waren. Süßwaren, die Schlimmeres als nur Karies verursachen würden.

Oder es wäre ihm aufgefallen, wie eine altersbefleckte Hand beim Öffnen einer Champagnerflasche verdächtig zitterte – ausgelöst durch die plötzliche Erkenntnis, dass dieser routinierte Bewegungsablauf bald für immer anderen überlassen bleiben würde.

Nicht weit davon entfernt tippte eine wesentlich jüngere Hand zum letzten Mal in ihrem Leben eine vierstellige Zahlenkombination in den Geldautomaten am Kaiserslauterer Stiftsplatz, um die Höchstsumme abzuheben, die dieses Gerät ausspucken würde.

Aber wie gesagt – niemand war wachsam genug, diese Details zu bemerken, geschweige denn, die Ereignisse vorherzusehen, die sich andeuteten.

Auch nicht der fast zwei Meter große Kriminalhauptkommissar mit den kinnlangen roten Locken und einer Vorliebe für Schokolade, der erst kürzlich von der Abteilung für Einbruch und Wirtschaftskriminalität ins Morddezernat versetzt worden war und bisher nur einen einzigen Fall zu lösen hatte, der so eindeutig war wie das kleine Einmaleins.

Am allerwenigsten ahnte es die Frau mit der Hornbrille vor den braunen Augen, deren schulterlanges, dunkles Haar ihr so lange ins Gesicht fiel, bis sie es kurzerhand mit einer Holzspange im Nacken befestigte. Sie trug ein

langes, weites Karohemd mit hochgekrempeelten Ärmeln und alte, bequeme Jeans.

Seltsamerweise gelang es ihr trotz der fast regungslosen Sitzhaltung, einen sportlichen Eindruck zu machen. Das lag vielleicht an der Angespanntheit, mit der sie auf die wenigen Zeilen starrte, die sie bisher zu Papier gebracht hatte – oder genauer gesagt auf den Monitor ihres PCs.

Die Sonne schien freundlich durch das Dachfenster ihres Mansardenbüros, doch sie verschwendete keinerlei Gedanken an Ausflüge und Wanderungen. Sie schaute – nicht zum ersten Mal – auf ihren Terminkalender, der mit allerhand Eintragungen gespickt war. In der Spalte für morgen, den 3. April, hatte sie zwei Verabredungen eingetragen – beide am Vormittag, beide mit demselben Familiennamen.

Viel lieber würde sie jetzt eine ihrer sarkastischen, augenzwinkernden oder albernen Glossen schreiben, die in zahlreichen Medien regelmäßig veröffentlicht wurden. Aber als freie Journalistin konnte sie es sich nicht leisten, einen Auftrag abzulehnen, auch wenn es das Porträt eines Familienunternehmens für die Kaiserslauterer Morgenpost war. Sie nippte an ihrem Kräutertee und begann entschlossen, mit zehn Fingern die Tastatur zu bearbeiten. Es konnte doch nicht so schwer sein, die richtigen Fragen zu stellen!

Sie wusste nicht, dass sich die wirklich schwierigen Fragen von selbst stellen würden. Aber sie sollte es bald erfahren.

I. Kapitel

Donnerstag, 3. April

*E-Mail von O.Freitag@uni-kaiserslautern.de
an CF-Texte@kingnet.de*

Liebe Conny,

seit unser Forschungsauftrag verlängert worden ist, scheint der Wurm drin zu sein: Nun konnten wir schon den dritten Tag nicht mehr an der Ausgrabung arbeiten, weil dieser verdammte Sandsturm tobt. Statt der Wüste bahnbrechende Erkenntnisse zu entlocken, verbringe ich den Tag im Fernsehraum, pule Sandkörner aus meinen Ohrmuscheln und versuche zu verstehen, was in aller Welt unsere einheimischen Assistenten an diesen ägyptischen Sitcoms so lustig finden ... Irgendwann geht das Zeitgefühl völlig verloren, wenn man den Tag nicht mehr in Stunden und Minuten gliedert, sondern in Tassen Pfefferminztee, Großpackungen Pistazien und TV-Werbepausen.

Apropos Pistazien: Langsam gewinne ich die Überzeugung, dass der Homo Sapiens ein verkapptes Nagetier ist – zumindest beim Fernsehen. Wäre das nicht auch mal ein schönes Thema für eine Deiner Kolumnen?

Während ich hier nichts tun kann, als auf besseres Wetter zu warten, wünsche ich Dir viel Erfolg bei Deinen Interviews zur Familienunternehmen-Serie. Sind da nicht heute die ersten Termine? Als verlorener Sohn einer Krämerla-

den-Dynastie kann ich Dir nur raten, einen genauen Blick hinter die Kulissen zu werfen. Es ist tatsächlich nicht alles Gold, was glänzt.

Du wirst das schon machen, meine Liebe! Ich vermisse Dich und verspreche Dir nach meiner Rückkehr einen Urlaub in einer garantiert sandfreien Zone – am besten eine Kreuzfahrt im Eismeer.

Du siehst – die Wüste verursacht schon eine mentale Fata Morgana ☺

Fühl Dich geküsst und umarme Isabel ganz lieb von mir!

Olaf

Zu den wenigen Vorzügen einer digitalen Ehe gehörte es ganz zweifelsohne, dass es keinen Stau im Badezimmer gab, auch wenn man dem Radiowecker zum Trotz viel zu lange liegen geblieben war. Constanze Freitag schaltete jetzt mit der linken Hand den Computer aus, während sie mit rechts in kreisenden Bewegungen versuchte, die Zahnbürste dorthin zu manövrieren, wo sie angeblich nicht hinkommt. Eine umständliche Angelegenheit zwar, doch wenn man wie Constanze das Wort »Zivilisation« durch »saubere Zähne« definierte und zugleich bei der Vorstellung eines elektrischen Gerätes im Mund eine Gänsehaut bekam, gab es kaum eine Alternative.

Glücklicherweise war der Rest ihrer Morgentoilette weit weniger zeitaufwendig: drei Minuten unter der Dusche, weitere drei Minuten zum Abtrocknen und Haareföhnen und schließlich eine zum Anziehen. Fast hätte sie aus Gewohnheit wieder zu Jeans und Sweatshirt gegrif-

fen, doch dann fiel ihr ein, dass heute ein Verkleidungstag war: Ein Tag also, an dem sie ihr kleines, bis unter die Decke mit Büchern und Zeitschriften vollgestopftes Büro im Dachgeschoss des Gründerzeithauses ihrer Großtante Doro verlassen musste, um in adrettem Outfit und mit einem Diktafon bewaffnet zu recherchieren.

Ihr Mann Olaf, der ebenfalls von Zeit zu Zeit seine Ausgrabungen oder seinen Computer verlassen musste, um an der Kaiserslauterer Universität angehende Archäologen auszubilden, nannte seine Anzug-und-Krawatten-Ausstattung ironisch »Podiums-Dress«, während Constanze ihren Hosenanzug als »Damen-Blaumann« bezeichnete.

Zwar reichten ihre beruflichen Parallelen über die gemeinsame Liebe zu schlicht-bequemer Arbeitskleidung nicht hinaus, doch die anschaulichen Alltagsbeschreibungen in Olafs täglichen E-Mails aus Ägypten hatte Constanze schon mehr als einmal in ihre Kolumnen für »Ladylike«, »generations« oder »trend-TV« einfließen lassen. Der heutige Vorschlag, den fernsehenden Menschen als Nagetier zu entlarven, würde sich gar nicht mal schlecht für die letztgenannte Zeitschrift eignen, in der sie wöchentlich unter der Rubrik »Haste gesehen« ihre televisionären Gedanken zum Besten gab.

Constanze machte sich rasch eine Notiz in ihrem »Ideenbuch«, schnappte sich ihren Trenchcoat und die schwarze Umhängetasche, die so geräumig wie unübersichtlich war, und hastete nach einem kurzen Blick auf die Digitalanzeige des immer noch lärmenden Radioweckers die engen Holzstiegen hinab in den zweiten Stock des Hauses und von dort durch das Treppenhaus nach unten in Tante Doros Wohnküche.

Die Begrüßung durch ihre Tochter Isabel war so wortkarg, wie man es von pubertierenden Mädchen mit Lie-

beskummer und einem morgenmuffeligen Vater erwarten kann – ein kurzer Blick aus verschlafenen Augen und eine Lautäußerung, wie man sie eher im Tierreich vermuten würde, wenn man keine vierzehnjährigen Kinder hatte. Isabel streckte sich so ausgiebig, dass es aussah, als versuche sie die Holzbalkendecke zu erreichen, und entblößte dabei ihren frisch gepiercten Nabel – in den vergangenen Wochen Anlass zu heftigen Auseinandersetzungen, bei denen Constanze schließlich zähneknirschend nachgegeben hatte. Scheinbar war der Nabelring ein unvermeidliches Accessoire beim Balzverhalten, und vielleicht hatte Isabel ja schon wieder ein neues »Opfer« auserkoren.

Constanze verzichtete nach einem erneuten, demonstrativen Blick auf die Uhr auf ihr Frühstück und versuchte, Isabel zu etwas mehr Eile anzutreiben:

»Wenn du nicht mit dem Bus zur Schule willst, könntest du nun allmählich in die Gänge kommen.«

»Jaaa, ist ja gut«, war die behäbige Antwort, während Isabel sich träge erhob, um ihre Müslischale zur Spüle zu tragen.

Die Ähnlichkeit mit ihrem Vater war unübersehbar: Wie er war sie groß und schlank, hatte kurzes, schwarzes Haar, dunkelblaue Augen und einen schönen Teint. Als sich Constanze ihren Mann in bauchfreiem Leibchen, Leggings und Plateauschuhen vorstellte, musste sie laut auflachen.

»Was ist denn nun schon wieder so spaßig?«, fragte Isabel misstrauisch. Sie kannte den spöttischen Humor und die sprunghaften Gedankengänge ihrer Mutter nur zu gut und war am frühen Morgen noch nicht dazu aufgelegt.

»Ich stelle mir nur gerade Doro in deinem Aufzug vor, wie sie im Regen die Buchsbaumhecke stutzt«, schwindelte Constanze, um Isabel nicht zu reizen. Ihr Vater war ihr ein

Heiliger, zumindest in den Zeiten seiner Abwesenheit. Die ebenso halsstarrige wie liebenswerte Tante dagegen bot Mutter und Tochter zahlreiche Anlässe für verschwörerischen Ulk und gutmütige Hänseleien – natürlich niemals in Doros Beisein, denn sie war von einer würdevollen und damenhaften Art, die Derartiges nicht duldete.

Glücksend vor Lachen machten sich beide nun auf den Weg durch den Vorgarten, in dem – Anlass für weiteres Gelächter – Tante Doro in Gummistiefeln, Cordhosen und Ostfriesennerz tatsächlich das Rosenbeet bearbeitete. Wer die elegante Dorothea Jungbluth entweder aus ihrer inzwischen verkauften Apotheke kannte, wo sie mit Monokel, Perlenkette und weißem Kittel ausgestattet 25 Jahre lang das Regiment geführt hatte, oder aus der Oper, die sie regelmäßig in Nerz und Abendkleid besuchte, der hätte sie in dieser rustikalen Aufmachung ebenso wenig erkannt wie in einem Girlie-Outfit.

»Morgen, ihr Lieben – herrlich, diese frische Luft, was?«, dröhnte sie in ihrem sonoren Damen-Bariton und mit so erschreckend guter Laune, wie es nur notorische Frühaufsteher und entschiedene Gartenliebhaber morgens um zwanzig vor acht fertigbringen.

»Ich rechne mit euch zum Abendessen – mir steht heute der Sinn nach Cholesterin«, kündigte sie an, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen.

»Dann sind wir garantiert pünktlich«, gelobte Constanze, denn Tante Doros Kochkünste waren wirklich phänomenal, wenn auch nicht diätgeeignet. Mit dem Argument, dass Fett und Alkohol ideale Geschmacksträger seien, zauberte sie herrliche Menüs – meistens herzhafte Pfälzer Küche, aber auch hin und wieder eine Spezialität, die sie auf ihren Reisen nach Italien, Frankreich und

Österreich kennengelernt hatte. Rezepte sind nun mal die besten Souvenirs ...

»Zum Glück hast du die Scheibenwischer reparieren lassen«, kommentierte Isabel angesichts des einsetzenden Nieselregens. Constanze steuerte ihren alten Volvo Kombi auf Umwegen in Richtung Innenstadt, um die unvermeidlichen roten Ampeln auf den verstopften Ausfallstraßen zu umgehen. Als sie endlich die Fritz-Wunderlich-Gesamtschule erreichten, war es exakt eine Minute vor acht. Isabel verabschiedete sich mit einem hastig hingehauchten Kuss auf die Wange und war innerhalb weniger Sekunden in der Masse lustloser Schüler untergetaucht, die sich in ihrer vermeintlich individuellen Erscheinung ebenso glichen wie eine Kompanie Feldjäger. Mit dem kleinen Unterschied, dass die Marken-Uniform der Jugendlichen fast den Haushaltset ihrer Eltern in einem ganzen Monat verschlang. Wehmütig erinnerte sich Constanze an die Zeiten, in denen Levis und Wrangler echten Luxus darstellten und die Klasse höchstens in »Geha«- und »Pelikan-Schüler« zu unterscheiden war. Holzclobs, No-Name-Jeans und verwaschene T-Shirts stellten damals eine ungeschriebene Kleiderordnung dar, die fast nichts über das Einkommen der Eltern verriet. Die Plateau-Turnschuhe, die Isabel sich zum Geburtstag wünschte, waren dagegen von einer ganz anderen Preiskategorie ...

»Wenn das keine Motivation für ein ausführliches Interview mit einer finanzkräftigen Unternehmergattin ist«, dachte Constanze und verfluchte die Tatsache, dass die Osterferien wieder zu Ende waren. Scheinbar war Isabel nicht die Einzige, die mit dem Auto zur Schule gebracht wurde, denn die Straßen waren mal wieder hoffnungslos

verstopft, und die zahllosen Baustellen in Kaiserslautern machten das Verkehrschaos perfekt.

*

Auch wenn es so schien, chauffierten längst nicht alle Eltern ihren Nachwuchs zur Schule. Manche verzichteten sogar auf die gerichtlich zugestandenen Besuchszeiten und betrachteten den Kindersegen, der sich auf mehrere gescheiterte Ehen verteilte, hauptsächlich als finanzielles Problem: Ein Problem, das auf legale Weise einfach nicht zu lösen war.

*

Eine Dreiviertelstunde später genehmigte sich Margot Molitor geborene von Trifels den ersten Sherry des Tages. Normalerweise tat sie das erst gegen Mittag, aber sonst begann ihr Tag auch erst drei Stunden später.

Den Termin mit dieser Journalistin namens Freitag hätte sie am liebsten abgesagt, um wie üblich lange zu schlafen und dann bis zum späten Nachmittag in ihrem teuren, seidenen Morgenmantel herumzutrödeln, aber ihr Mann Dietmar hatte sie um diesen kleinen Gefallen gebeten. Als Tochter eines Majors und einer preußischen Klosterschülerin war sie Disziplin gewohnt – auch wenn ihr Alltag eher von mangelnder Selbstbeherrschung geprägt war, was sich mit den Jahren durch ein leicht aufgedunsenes Gesicht und eine allmähliche Verwandlung ihrer ehemals sportlichen Figur in unschöne Fleischberge bemerkbar machte. Doch heute war sie schon in aller Frühe aufgestanden, hatte Frisur und Make-up mit einer erstaunlichen Perfektion zu einer angemessenen Fassade gestylt und in Spitzenbluse und teu-

rem, schmeichelndem Designer-Kostüm eine glänzende Heile-Welt-Vorstellung geliefert. Quasi als ihr persönliches Geschenk zu Dietmar Molitors fünfundsiebzehnten Geburtstag, den er gestern groß gefeiert hatte.

Ganz gegen ihren Willen war ihr diese Freitag sehr sympathisch gewesen – überhaupt nicht aufdringlich, stattdessen angenehm professionell und ohne Umschweife. Eigentlich hätte sie ihr gerne mehr erzählt – zum Beispiel, dass ihr Mann den größten Teil des Vermögens, das sie mit in die Ehe gebracht hatte, durch gewagte Geschäfte verloren hatte. Oder dass ihr Sohn Udo – den sie zwar liebte, aber nicht respektierte – in ihren Augen nicht mehr war als ein nichtsnutziger Filou. Er war der Grund dafür, dass sein Vater sich nicht aus dem Geschäft zurückzog. Wie lange würde Udo brauchen, um aus einem gut gehenden Steuerbüro ein verschuldetes Bankrott-Unternehmen zu machen? Zwei Jahre? Höchstens drei. Sie leerte das Sherryglas in einem Zug und verdrängte die höchst unerfreulichen Gedanken. Den Schein zu wahren, war das Einzige, was sie tun konnte. Und ihrem Mann das Gefühl zu geben, dass sie ihn bewunderte.

»Jeanette, rufen Sie eben im Stall an: Franz soll *Stirling Lady* aufsatteln. Ich werde ein wenig ausreiten«, rief sie laut und befand sich wieder in ihrer gewohnten Rolle der verwöhnten, gelangweilten Mittfünfzigerin ohne rechte Aufgabe.

*

»Tradition trotz Steuerreformen – ein Familienunternehmen beweist Stärke« – nein, völlig schwachsinnig«, murmelte Constanze, während sie durch den mittlerweile nor-

mal fließenden Verkehr wieder in Richtung Innenstadt steuerte. »Vielleicht eher ›Eine Familie zwischen Mehrwert und Abschreibung: Porträt des Steuerbüros Molitor‹ – auch nicht das Wahre. Mist ...« Ausgerechnet, während sie sich in die Abbiegerspur einfädelt, musste dieses vermaledeite Handy klingeln.

»Was gibt's, Mike?«, schnauzte sie ungnädig in den Hörer und versuchte dabei zurückzuschalten.

»Cool, siehst du meine Nummer auf dem Display?«

»Nein, aber außer dir ruft keiner um diese Zeit an, und schon gar nicht auf dem Handy«, erklärte sie etwas milder, denn eigentlich war Mike Schmitz, Chefredakteur der Kaiserslauterer Morgenpost, ein netter Junge, der zwar mittlerweile graue Schläfen bekam, aber nie richtig erwachsen geworden war.

»Ich wollte meine exklusivste freie Mitarbeiterin nur an ihren Termin erinnern und für heute Abend zum Griechen einladen. Sag ja!«

»Ja, ich bin schon unterwegs zu Molitor«, grinste Constanze, »aber nein, aus dem Essengehen wird nichts. Tante Doro kocht, und das werde ich mir nicht entgehen lassen.« Eine Ausrede so gut wie jede andere, doch langsam gingen ihr die Argumente aus – Mike Schmitz versuchte mindestens einmal wöchentlich, bei ihr zu landen. Für ihn ein amüsantes Spiel, für Constanze eine Herausforderung an ihre Schlagfertigkeit. Doch auch Schmitz war nicht auf den Mund gefallen:

»Wie bitte? Ich bin charmant, großzügig und würde dich auf Händen tragen – zumindest bis dein Göttergatte wieder zurück ist. Was hat deine Großtante, was ich nicht habe?« Dass Mike sich nicht so leicht abspesen ließ, hätte sie sich denken können.

»Und wann bitte soll ich die Reportage über deinen Steuer-Spezi schreiben?«

Mike Schmitz hatte das Steuerbüro Molitor nicht zufällig als Einstieg für die Familienunternehmen-Serie vorgeschlagen: Vor vielen Jahren einmal hatte Dietmar Molitor ihn durch einen guten Tipp vor einer finanziellen Dummheit bewahrt, und dafür war er ihm verständlicherweise äußerst dankbar. Das Zeitungsporträt war also auch ein Freundschaftsdienst für einen Unternehmer, dem per Verordnung nur eine stark reglementierte Werbung gestattet war.

»Okay, das ist einzusehen. Ich höre also von dir?«

Das war ein als Frage verpackter Befehl, der keiner Antwort bedurfte – Mike hatte bereits aufgelegt. Aber aufgeben würde er sicher nie.

Um zwanzig nach neun hatte Constanze Freitag immer noch keinen Parkplatz gefunden, obwohl sie seit mindestens zehn Minuten durch den ganzen Stadtteil kurvte. Da sie bereits drei gnadenlose Politessen erspäht hatte, wagte sie es nicht, wie üblich einfach irgendwo zu parken und zu hoffen, dass sie nicht erwischt würde – eine Methode, die sich langfristig durchaus auszahlte, denn die Knöllchen waren selten teurer als fünf Euro. Auch wenn die Stadt Kaiserslautern sich in ihren Tourismusbroschüren als »City im Herzen Europas« anpries – die Straftarife für Parksünder waren provinziell geblieben. Bisher.

Natürlich hatte sie keinen Schirm dabei, und natürlich begann es gerade wieder zu regnen, als sie endlich eine freie Lücke entdeckte und vorsichtshalber fünf Euro für zweieinhalb Stunden Parkzeit einwarf. Verdammt – an ihrem Anorak, den sie sonst immer trug, wäre wenigstens eine Kapuze. Sie hielt sich die schwarze Tasche über den Kopf

und rannte, den Pfützen ausweichend, in Richtung Schützenweg, wo das Steuerbüro Molitor in einem schmucklosen 60er-Jahre-Bau residierte.

Kein Vergleich zu der luxuriösen Jugendstil-Villa, die sie eben kennengelernt hatte und in der Margot Molitor ein Leben führte, von dem Constanze eigentlich geglaubt hatte, dass es mit Ende der Kolonialzeit untergegangen war. Es war ihr ein Rätsel, womit diese Frau sich den lieben langen Tag beschäftigte – nicht ahnend, dass genau dies auch Margot Molitor ein Rätsel war ...

»Hallo Conny«, begrüßte sie die Chefsekretärin, als sie endlich den Empfangsbereich des Büros betrat. »Bist du nass geworden?«

»Geht so – grüß dich, Judith.«

Während Constanze ihren Trenchcoat in die Garderobe hing, sortierte Judith Kleinert Berge köstlicher und offensichtlich sehr teurer Pralinen in gläserne Schalen. Wie jedes Mal, wenn die beiden Frauen sich trafen, seit sie sich in einem VHS-Computer-Kurs kennengelernt hatten, war Judith perfekt geschminkt, trug ein figurbetonendes Minikleid, hochhackige Pumps und hatte die blonden Haare mit mindestens einer Dose Spray zu einer beeindruckenden Löwenmähne gestylt.

»Belgische Spezialitäten, das Beste, was es auf dem Markt gibt«, kommentierte sie Constanzes neugierigen Blick. »Der Boss hatte gestern Geburtstag. Fünfundsechzigsten. Riesig gefeiert, wir haben hier echt die Korken knallen lassen. Und das hier sind seine Geschenke.«

»Nur Pralinen?«, fragte Constanze ungläubig.

»Fast ausschließlich. Aber nicht irgendwelche: Beste belgische Trüffel, das Teuerste, was du finden kannst.« Ohne ihren Redeschwall zu unterbrechen, fuhr Judith Klein-

ert geschickt fort, die Berge der wertvollen Köstlichkeiten umzufüllen und liebevoll zu arrangieren. »Andere bevorzugen vielleicht kubanische Zigarren oder schottischen Whisky, aber der Molitor Senior würde alles geben für diese erlesenen Kalorienbomben. Jeder weiß das – und schenkt sie ihm. Seine Freunde, Kunden, Familie und natürlich wir, die Angestellten. Und was glaubst du – er freut sich darüber wie ein kleines Kind«, grinste Judith.

»Bin ja mal gespannt, ob er dir welche anbietet. Pralinen, meine ich. Das ist nämlich die allerhöchste Auszeichnung, die er vergeben kann. Normalerweise sind diese Dinge« – Judith deutete mit einem langen, königsblau lackierten Fingernagel auf die Pralinen – »nur für ihn reserviert. Völliges Tabu!« Was Judith nicht zu bedauern schien – bei Süßigkeiten blieb sie standhaft. Doch wenn es um französischen Weichkäse und ein Glas Rotwein ging, vergaß auch sie ihre schlanke Linie.

Judith hatte ihre Arbeit unterbrochen, um Constanze zum Chefzimmer zu bringen, ganz am Ende des Flures.

Dietmar Molitor war kein großer Mann, doch sein Auftreten war so weltmännisch und selbstsicher, dass das nicht weiter auffiel. »Bitte, Judith, würden Sie uns einen Kaffee bringen?«, bat er liebenswürdig und bot Constanze einen Platz in der exklusiven ledernen Sitzgruppe an. Der Raum war erstaunlich groß und ebenso schlicht wie geschmackvoll eingerichtet.

»Darf ich Ihnen zunächst noch ganz herzlich gratulieren, nachträglich meine ich«, eröffnete Constanze das Gespräch, von dem sie eigentlich erwartet hatte, dass es schwierig würde. Doch die entspannte Atmosphäre und dieser freundliche Herr – ein Titel, der auf ihn mehr denn auf jeden anderen zutraf – ließen sie optimistisch werden.

Als Judith Kleinert wenig später zwei Tassen Kaffee, Zucker und Milch sowie ein kleines Schälchen voller Pralinen auftrug, war bereits ein lockerer Dialog im Gange, den Constanze mit ihrem kleinen Diktafon aufzeichnete, um sich die schriftlichen Notizen zu ersparen. Hier und da schielte sie auf ihren Fragekatalog, den sie gestern mühevoll erarbeitet hatte, doch das Interview lief wie von selbst.

»... kein Vergleich mehr mit der Situation in den sechziger Jahren«, schwelgte Dietmar Molitor in Erinnerungen an seine beruflichen Anfänge, während er bedächtig für beide Kaffee eingoss. Constanze mochte ihn gerne heiß und mit Milch; Molitor ließ ihn kalt werden und trank ihn dann schwarz. Er plauderte über alte Zeiten, über die ständigen Gesetzesänderungen, den Siegeszug der Computer und die Herausforderung, immer up to date zu sein, sodass er eigentlich gar keine Zeit zum Altwerden habe, haha.

Aus dem Dialog hatte sich mittlerweile ein Monolog entwickelt, den Constanze nur durch Kopfnicken, Lacher an den passenden Stellen und seltene Zwischenfragen unterbrach, um zu verhindern, dass Molitor zu sehr vom Thema abkam. Jetzt hatte sich der Steuerberater gerade für das Thema »Familienunternehmen« erwärmt und verzehrte dabei bereits die dritte Praline – ohne Constanze eine angeboten zu haben. Sie hütete sich, einfach zuzugreifen – Judiths Warnung war deutlich genug gewesen, und das Pralinschälchen stand eindeutig auf Molitors Tischseite – ganz und gar nicht in der Mitte und offensichtlich nicht für sie bestimmt. Sie grinste innerlich – jeder spinnt eben anders. Formvollendete Höflichkeit hat beim Egoismus ihre Grenze ...

Molitor formulierte geübt, fast druckreif: »Es hat mich unglaublich gefreut, dass mein Sohn Udo in meine Fußstapfen getreten ist! Natürlich habe ich ihn niemals dazu gedrängt, beileibe nicht, aber nun kann er eines Tages das Unternehmen übernehmen. Meine Tochter Anke hat sich für einen völlig anderen Weg entschieden, ist Medizinerin geworden, und Sie dürfen mir glauben – darauf bin ich mindestens ebenso stolz! Es kann sehr dienlich sein, eine Ärztin in der Familie zu haben, haha.« Er schloss kurz die Augen, als er sich einen belgischen Trüffel auf der Zunge zergehen ließ.

Ein Mann ohne Ecken und Kanten. Für ihr Zeitungsporträt lieferte er eine perfekte Materialsammlung, ohne dass Constanze ihm die Informationen mühevoll entlocken musste. Offensichtlich war er ein erfahrener Redner, oder aber er hatte sich ausgiebig vorbereitet. Es gab keine Misstöne zwischen den Zeilen, keine Angriffspunkte, keine Fragezeichen. Eigentlich lief die Sache zu glatt, für Constanzes Geschmack, aber schließlich ging es ja um eine Auftragsarbeit. Und ein kritisches Porträt war sicher das Letzte, was Mike Schmitz von ihr erwartete.

»Ihr Sohn wird also eines Tages ihr Nachfolger werden«, kam sie auf das eigentliche Thema zurück. »Gibt es dazu schon konkrete Pläne? Einen Zeitpunkt, zu dem Sie sich in den Ruhestand zurückziehen werden?«

Hier hatte sie offensichtlich einen wunden Punkt berührt, denn Molitors Antwort kam zögernd und etwas irritiert:

»Es – es ist wunderbar, das Unternehmen in guten Händen zu wissen, wenn es eines Tages so weit sein sollte. Aber was den Zeitpunkt betrifft ... Also was den Zeitpunkt betrifft, da spielen verschiedene Faktoren eine Rolle, die wir

nicht direkt beeinflussen können. Sie verstehen«, schloss er fast entschuldigend und nippte nun endlich an seinem inzwischen eiskalten Kaffee. Sie verstand nicht.

»Mein Sohn ist übrigens heute beruflich unterwegs«, fuhr er wieder ganz sachlich fort, »aber Frau Kleinert kann einen Termin für ein weiteres Interview vereinbaren.« Das Gespräch war offensichtlich vorüber, denn Dietmar Molitor hatte sich erhoben.

Constanze stand nun ebenfalls auf: »Die Kaiserslauterer Morgenpost wird in den nächsten Tagen auch einen Fotografen vorbeischicken«, sagte sie, während er ihr die Tür aufhielt – ganz der Kavalier der alten Schule, was Constanze nicht gewohnt war und eigentlich auch nicht leiden konnte. Zum Glück hing ihr Mantel vorne an der Garderobe, denn den zog sie am liebsten ohne Hilfe an. Sie bedankte sich für das Gespräch, und als Molitor ihre Hand schüttelte, bemerkte sie, dass er schwitzte. Sie selbst fror ein wenig, denn der Raum war offensichtlich nicht geheizt, und zwei Fensterflügel waren gekippt.

Der Steuerberater begleitete sie nicht zum Empfang, sondern kehrte sofort zu seinem Schreibtisch zurück. Sie hörte noch, wie er über die Sprechanlage nach einem Glas Wasser verlangte.

Judith Kleinert war inzwischen mit dem Sortieren der Pralinen fertig und beschäftigte sich gerade mit einem dicken Stapel Post, der eben eingetroffen war. »Daniela, kannst du dem Boss eben mal das Wasser reinbringen«, rief sie ihrer Kollegin zu, die im Nebenzimmer arbeitete. Daniela Schimmel konzentrierte sich zwar gerade auf eine komplizierte Buchhaltung, doch sie war gutmütig genug, um diese Arbeit sofort zu unterbrechen. Sie war vor einigen Jahren als Auszubildende in die Firma gekommen, und wurde, obwohl

sie inzwischen ausgelernte Steuerfachgehilfin war, immer noch als Küken behandelt. Was ihr jedoch nichts auszumachen schien, staunte Constanze. Sie kannte Daniela Schimmel bisher nur aus Gesprächen mit Judith, bei denen natürlich auch die alltäglichen Highlights und Ärgernisse bei der Arbeit durchgehechelt wurden. Sie hatte sich Judiths Kollegin völlig anders vorgestellt, irgendwie ländlicher oder naiver. So kann man sich irren. Aber ein erster Eindruck vom Sehen sagt ja auch nicht viel, sogar wenn man sich – wie Constanze – für eine recht gute Menschenkennerin hält.

»Schon fertig?«, fragte Judith erstaunt, als Constanze auf sie zukam.

»Lief problemlos«, sagte Constanze. »Dein Chef weiß offensichtlich genau, was er will. Beziehungsweise was er will, dass ich schreibe.«

»Noch ein bisschen früh für die Mittagspause«, überlegte Judith nach einem Blick auf die Zeitangabe im Telefondisplay, »sonst hätten wir zusammen essen gehen können. Wie wäre es, wenn wir uns mal wieder abends treffen?«

»Klar, gerne, aber heute ist es schlecht: Tante Doro kocht, und danach muss ich mich gleich an die Arbeit machen. Mike Schmitz erwartet den Entwurf für die Reportage so bald wie möglich. Allerdings habe ich noch kein Gespräch mit dem Junior geführt. Du sollst mir dafür einen Termin geben.«

»Der liebe Udo«, säuselte Judith ironisch, »also, was der zu sagen hat, das kann ich dir auf einem Notizzettel zusammenfassen ...« Judith ließ keinen Zweifel daran, was sie von ihrem Juniorchef hielt. Loyalität war für sie ein ehernes Gesetz – aber Respekt konnte sie nur für Menschen empfinden, die wirklich etwas leisteten. Udo Molitor gehörte offensichtlich nicht zu diesen Menschen. Nach dem, was

seine Eltern in Constances Gesprächen dieses Morgens über ihren Sohn gesagt hatten, war er ein würdiger Nachfolger seines Vaters. Aber ganz so überzeugend hatte das nicht geklungen, vor allem Judith hörte sich nicht gerade wie ein Udo-Fan an. Oder übertrieb sie? Constanze war gespannt auf ihr Interview mit ihm:

»Ich müsste es aber schon von ihm selber hören.«

»Okay: Wie wäre es mit morgen früh, selbe Zeit, selber Ort? Seine Rhetorik-Fortbildung« – wieder ließ sie sich das Wort auf der Zunge zergehen – »ist ein Eintagesseminar. Also müsste er dir morgen wortgewandt und mit all seinen geballten Zukunftsvisionen zur Verfügung stehen. Ich trage dich mal ein.« Sie machte sich eine Notiz im Kalender.

»Unser Treffen könnten wir vielleicht auf morgen Abend festlegen. Hast du Lust auf Kino?«

»Aber immer«, stimmte Judith zu, »wie wäre es mit ›Diana‹? Der läuft gerade im Kinocenter. Mit Naomi Watts, Naveen Andrews und Douglas Hodge. Schön emotional-kitschig. Genau das Richtige für eine Singlefrau und eine Strohwitwe ...«

»In Ordnung«, lachte Constanze und suchte in der Garderobe nach ihrem Mantel. Ein Treffen mit Judith war auf jeden Fall eine höchst angenehme Abwechslung, ganz gleich, welchen Film sie sich anschauen würden und wie wenig dessen Handlung mit ihrem eigenen Leben zu tun hatte. Solche Abende endeten in der Regel mit einer Flasche Rotwein und viel Gelächter, und das war genau das, was ihr von Zeit zu Zeit guttat.

Der Schrei ließ sie zusammenfahren. Ein Schrei, der so schrill und beängstigend klang, dass sogar Jamie Lee Curtis hätte neidisch werden können. Daniela Schimmel, für gewöhnlich meist ausgeglichen und besonnen, stand zit-

ternd im Korridor und verschüttete gerade, ohne es zu bemerken, den Inhalt des Wasserglases über ihren Rock. Ihre Füße bewegten sich nur in Zeitlupentempo, und ihre Sommersprossen leuchteten wie Stecknadelköpfe auf der schneeweißen Haut. Offensichtlich war sie nicht in der Lage, zu sprechen, obwohl sich ihr Mund wie der eines Fisches stumm öffnete und schloss, öffnete und schloss ...

Judith war die Erste, die zu einer vernünftigen Handlung imstande war, und schob ihre verwirrte Kollegin kurzerhand auf einen Sessel. Dann verschwand sie im Chefzimmer. Als sie wiederkam, war auch sie blass und verstört. Wortlos wählte sie die Nummer des Notrufes.

»Bitte schicken Sie sofort jemand in den Schützenweg 11. Steuerbüro Molitor. Ich glaube, hier ist gerade jemand gestorben.« Ihre Hände zitterten, als sie auflegte, doch sie hatte sich unter Kontrolle.

»Scheiße, Leute, ich glaube, der Boss ist tot. Kein Puls mehr, blau im Gesicht, Schaum vor dem Mund. Mit meiner Ersten Hilfe komme ich da nicht weit. Wir warten wohl besser auf den Arzt.«

»Oh Gott!« Eine schlanke junge Frau war eben aus ihrem Büro getreten und hatte Judiths Worte gehört. Sie vergrub ihr attraktives Gesicht in ihre Hände und atmete tief durch. So schnell es ihre Plateauschuhe erlaubten, stürmte sie ins Chefzimmer. Constanze fühlte sich, als beobachte sie eine Filmszene. Die Hauptdarstellerin, die sie noch nicht kannte, erschien nach einer knappen Minute wieder, suchte keinerlei Blickkontakt zu ihren Kolleginnen oder zu Constanze und verschwand wortlos in ihrem Büro. Die Tür schloss sich leise hinter ihr, und nach einer Pause von wenigen Sekunden war ein gedämpftes Schluchzen zu hören.

»Svenja Zimmermann«, beantwortete Judith mit leiser Stimme Constances wortlose Frage, »die zweite Steuerfachgehilfin. Wir lassen sie am besten in Ruhe. Aber Daniela könnte einen starken Kaffee gebrauchen.« Constanze verzog sich auf einen Sessel im Eingangsbereich, der wohl für wartende Kunden vorgesehen war – sie wäre am liebsten verschwunden, aber das war natürlich unmöglich. Wenigstens Judith hatte sich wieder voll im Griff. Sie ging in die Küche und tauchte kurze Zeit später mit einer dampfenden Tasse starken Kaffees auf. Außer Judith schien sich niemand zu bewegen – eine unwirkliche Stimmung, wie die Ruhe nach einem Erdbeben. Oder vor einem Sturm.

Es klingelte. Constanze, die direkt neben der Tür saß, öffnete. In Sekundenschnelle entstand ein hektisches Treiben, als mehrere Sanitäter und ein Arzt mit allerlei Notfallausrüstung aus dem Büro eine Live-Szene aus »Emergency Room« machten, bei der die bisher handelnden Personen zu stummen Statisten wurden. Wenig später verließen die Sanitäter das Büro so schnell, wie sie gekommen waren, und nur der junge, sonnengebräunte Notarzt blieb zurück.

»Wir konnten nur noch den Tod feststellen, tut mir leid«, befand er mit professioneller Stimme. »Herzinfarkt scheidet meines Erachtens aus, ich kann mich nicht festlegen bezüglich der Todesursache. Eventuell liegt ein Delikt vor. Polizei ist schon unterwegs.«

Constanze wollte nicht glauben, was er damit andeutete: Mord. Aus ihrer harmlosen Reportage war ein Krimi geworden. Sie musste sich setzen. Konnte das wahr sein? Oder ging mal wieder ihre Fantasie mit ihr durch? »Das kommt vom vielen Fabulieren«, schalt sie sich selbst, doch

im Inneren ahnte sie, dass sie gerade Zeugin eines folgenreichen Ereignisses geworden war. In Gedanken wurde aus dem »Familienporträt Molitor« nun der »Fall Molitor«. Nicht mehr ihr Job, also.

Im Gehen wies der Notarzt noch an, nichts zu berühren, zu verändern oder irgendetwas zu unternehmen, bevor die Polizei eintraf, und natürlich dürfe auch niemand das Büro verlassen. Dann war er weg. Wahrscheinlich nicht unbedingt vorschriftsmäßig, dieses Verhalten, überlegte Constanze, aber Zeit ist Geld, auch für Notärzte. Und für ihre Patienten entschied diese Zeit vielleicht sogar über Leben und Tod. Wie üblich überschlugen sich ihre Gedanken, und die Irrealität der Situation brachte sie fast zum Lachen. Sie unterdrückte das aufkommende Kichern und schnaubte rasch in ihr Taschentuch.

*

Welche Folgen die Diagnose des sonnengebräunten Notarztes für eine Reihe von Menschen nach sich zog, ahnte er nicht, und es musste ihn auch nicht kümmern: Jemand würde eine lukrative Geldquelle verlieren, jemand sah sich mit neuen Herausforderungen konfrontiert, jemand quälte sich mit Gewissensbissen, jemand machte eine unverhoffte Erbschaft, jemand sorgte sich um seinen Arbeitsplatz, jemand hatte für den Rest des Lebens ausgesorgt ...

Hätte Hauptkommissar Michael Kaiser diese Zusammenhänge gekannt, wäre der Fall Molitor für ihn ein Kinderspiel geworden.

*